sollte. Allein das scheint erwiesen, daß der elektrische Strom unter Umständen ein Auskunftsmittel von seelischen Zuständen und Veränderungen werden kann. Wie und wo überall er entsteht, das ist im einzelnen heut noch nicht mit Bestimmtheit für jeden Fall zu sagen. Vielleicht, daß es willkürliche oder unwillkürliche Muskelinnervationen an den Elektroden sind, vielleicht, daß es sich um die vorhin beschriebenen Veränderungen der Schweißsekretion handelt, vielleicht, daß es Vorgänge sind, deren Ablauf fortwährend vom Zentralorgan beherrscht, gefördert oder gehemmt wird. Wahrscheinlich aber wird nicht ein einziger dieser Faktoren maßgebend sein, sondern sie werden in ihrer Gesamtheit wirken.

Stimmen der Stille.

Ein spanischer Gelehrter hat, wie Batka im „Kunstwart" berichtet einen Apparat erfunden, der die kaum oder gar nicht vernehmbaren Töne und Geräusche so sehr verstärken soll, daß sie sonor an unser Ohr gelangen. Dieser Einfall, der vorläufig nur auf dem Papiere lebt, gibt dem Musikredakteur des „Kunstwarts" Gelegenheit, den „Stimmen der Stille" nachzugehen. So mancher Stadtmensch, der die sommerliche Stille mit Behagen in freier Luft genießt, wird ihm gern folgen, wenn Batka schreibt:

Musik! Wenn man das Wort ausspricht, denken die Leute an Sänger und Instrumente, an Orchester und Chöre, dazu an einen Saal mit Bühne oder Podium, an bejrachte Virtuosen und gepnzte Zuhörer. Aber es gibt daneben eine Musik, die noch gar nicht „Konkunst" ist, so wie es Farben und Formen gibt, jenseits aller Malerei und Bildnerei. Ich meine Musik als reinen, sinnlichen Klangeindruck, als Urstoff, dessen die „Kunst" sich erst bemächtigt, um ihn umzuschaffen oder zu gestalten. Elementare Musik also, die im Donner rollt, im Winde pfeift, im Grase lispelt und aus tausend Vogelkehlen schmettert. Schade nur, daß dem heutigen Geschlecht der Zusammenhang mit den primären Tonphänomenen immer mehr verloren geht. Schließlich reicht die Stammtafel unserer Sonaten und Symphonien, unserer Lieder und Arien bis hinauf zu diesen „Müttern" aller Tonkunst.

Wo Ton, da Bewegung. Wo Bewegung, da Leben. Wo Schweigen, da Tod. Darum ist die Musik in ihrem letzten Grunde stets Ausdruck des Lebensgefühles, ist stilisiertes „Lebensgeräusch" und schließlich ein Abbild der Seelenbewegung und des Seelenlebens. Der Mensch musiziert, bald singelt, bald in Gemeinschaft, so wie der Teichfrosch quakt und die Grille zirpt, nur mit dem Unterschiede, daß er sich heutzutage am liebsten etwas vorquaken oder vorzirpen läßt. Gehen wir in einen Garten oder in ein Restaurant, so will diese Musik zunächst nichts anderes sein als die klingende Projektion unserer angenehm bewegten oder genußfroh angeregten Gemütsverfassung. Ist sie das nicht, so sind wir unzufrieden mit dem Programm. Sind wir sehr anders „gestimmt", als die Musik, so wird sie uns überhaupt kalt lassen oder uns geradezu stören und „verstimmen. Aber oft erweist sich ihre bewegende Kraft so stark, daß sie unsere Nerven zu einem ihr analogen Ablauf der Empfindungsreihen bestimmen kann. Das sind Trivialitäten der täglichen Erfahrung, aber eben deshalb geben sie uns bündige Glieder für die folgenden Schlußketten.

Unsere Gewöhnung, überall, wo wir Töne hören, auch eine äußere oder innere Bewegung zu unterstellen, ist schon so fest eingewurzelt, daß der Mensch unwillkürlich, überall, wo er geregelte Bewegung wahrnimmt, sich auch Töne vorstellt, die durch jene Bewegung erzeugt werden und die sie begleiten. Viele tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung dachte sich die Weisheit des Orients das kreisende All als ein Riesenmusikinstrument und bewunderte die „Harmonie der Sphären". Der Gesang der Engel vor Jehovas Thron ist bloß eine dichterische Personifikation dieses kosmischen Gedankens. Pythagoras brachte die Lehre nach Griechenland, und mit Plato haben seither Unzählige geglaubt, daß sich die Himmelskörper „für Geistesohren" tönend bewegen. Irdische Sinne vermögen diese Klänge allerdings nicht wahrzunehmen.

Im Gegensatz zu der Sphärenmusik, die der Menschheit das wunderleise Trostlied singt, daß alles in der Welt seinen festbestimmten Weg gehe, das beglückende Wort bei Steinklopferhanns: „Du g'hörst zu dem all'n und das all' g'hört zu dir" — erscheint der menschlichen Phantasie nichts unheimlicher als das „schwarze Schweigen" der Abgeschiedenheit. Wer kennt nicht das Gefühl des tiefen Verlassenseins, wenn auf sonniger Waldwiese mit einem Male der Wind den Atem anhält, das Summen der Fliegen, das Gezirp der Heimchen verstummt und eine Grabesstille und durch einige Augenblicke umfängt? Dann klingt auf einmal ein Vogelruf herüber, einer der kleinen Musikanten beginnt seine Weise, jetzt mehrere, jetzt der ganze Chor, und so rasch als es kam, ist das Bangen wieder verflogen, wir genießen wieder in vollen Zügen die belebte Einsamkeit auf weiter Flur. . . .

Lustige Ecke.

* Ausrede. Dame (der ein Herr eben einen Kuß geraubt hat) „Aber, Herr Assessor, Sie vergessen sich!" — Assessor: „Ist das ein Wunder? Wie kann ich in Ihrer Gegenwart noch an mich denken?"

* * *

* Raffiniert. Mutter: „Du kannst also bestimmt behaupten, daß der Haublecher das Fräulein geküßt hat?" — Söhnchen: Jawohl, ich hab's in meinem Taschenspiegel gesehen, als ich mich in die Ecke stellen mußte!"

* * *

* Ahal Er: „Der Kerl dort drüben hat mich um 20000 Mark gebracht." — Sie: „Wie war das möglich?" — Er: „Wollte mich seine Tochter nicht heiraten lassen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 43:
„Harmonie".

Richtige Lösungen gingen ein 59. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 69. Unrichtig bezw. unvollständig waren 10 Lösungen. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: R. Küpp, Max Würzburg, Sophie Pape, Witwe Adele Hitschke, Robert Beyer, Ernst Kleinschmidt, Lore Lehmann, Gustav Bierbrauer, Else Lissel, Frl. Göpe, Frau Hedwig Krämer, G. Pankow, Charlotte Wolter, Frau Hagemann, P. Peter, Lotte Stante, Margarete Brandt, Margarete Menzel, Rosa Uteicher, Kurt Gauch, Gertrud Böge, K. Schauer, R. Kaempfe, Klara Ströbter, Werner Klemm, E. Wilke, S. Dorn, Emil Plaul, Frau Klara Schmidt, Otto Kopsch, Fritz Reuter, Fr. Wählich, Fr. Golpe, Gotthold Welschke, K. W. Günzerodt, Helene Popel, Paul Neubaur, Klara Hartmann, Paula Bedrich, A. Schellenberg, Anna Reuter, Frau Anna Osterloh, Erna Corte, Frau Klara Lenz, Frau Dr. E. Kleemann, A. Oppermann;

von auswärts von: W. Burmann, Merseburg, Frl. M. Bracker, Gröbers, Hugo Krüger, Brehna, Hermann Heye, Dürrenberg, Frau Emma Krug, Helbra, Anna und Marie Strich, Beuchlitz, Wilhelm Kühlsendorf, Ammendorf, Rottig, Merseburg, M. Zenker, Merseburg, Wilhelm Schmidt, Bitterfeld, Geschw. Oertel, Breslau, F. Heergesselle, Zörbig, Gotthold Sembt, Dobritzsch.

Prämie: „Die kleine Stadt" von Lisbeth Dill (Halle), kleg. geb.
entfiel auf **Lotte Stante**, hier.

Rätsel.

Was ich bin, das bin ich nicht.
Wär' ich's, wär' ich nicht so klein.
Wär' ich, was mein Name spricht,
Würd' ich, was ich bin, nicht sein.
Wenn ich wäre, was ich bin,
Wär' es wohl nach meinem Sinn,
Und doch wünschte ich vielmehr,
Daß ich nicht, was ich bin, wär'!

Prämie: „Herr und Frau Bewer", von Paul Lindau, kleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter: V M H die drei Spieler.)
V, der Vorhandspieler verliert b-Handspiel auf folgende Karte:
a, b, dB; bA, K, D, 7; aD; cA; d7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Carr.-Bube, Pique-Aß, Pique-König, Pique-Dame, Pique-Sieben, Treff-Dame, Coeur-Aß, Carr.-Sieben.

Die beiden andern hatten sogleich gepaßt. M hatte 24 Augen mehr als H in der Karte. Im Skat lagen d9, 8. Die Gegner kommen auf 71. Auch Grotzspiel wäre verloren gegangen; hierbei hätten die Gegner aber nur 61 erhalten. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 39.

Kartenverteilung:

V. bA, D, 9, 8. 7; cA, D, 9; d8, 7.
M. b. c, dB; aA, 10, K, D; bK, c10, K.
H. aB: a9, 8, 7; b10; c8, 7; dK, D, 9.
Skat: dA, 10.

Spiel:

1. V. bA, bK, b10 (— 25). — 2. V. cA, cK, c7 (— 15).

Der Spieler erhält keinen Stich mehr; aber die beiden Stiche ergeben 40 Augen; mit den 21 Augen des Skat hat er also 61.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Rutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 44 — Halle a. S., den 1. November. — 1908

Das Erwachen.

Aus dem Englischen von Frau Hermann Bohrmann.

[Nachdruck verboten.]

Die junge, schlanke Frau drängte sich beinahe mit Gewalt durch die zahllosen Menschen, welche den Bahnsteig der New Yorker Zentralbahn füllten. Kaum hatte sie es sich in ihrem Coups bequem gemacht, als der Zug auch schon abfuhr, der sie in einer Stunde an das Ziel ihrer Fahrt bringen sollte, ihrer Fahrt, deren Notwendigkeit ihr Herz wieder unter dem schweren Drucke schmerzen machte.

Erst gestern Abend war sie von ihrem Rechtsanwalt benachrichtigt worden, daß ihrem Vorhaben, ihr ehemaliges Heim zu besuchen, nichts im Wege stünde, im Gegenteil, ihr Mann ließe ihr sagen, daß sie nach Wunsch und Gefallen von dem Vorhandenen wählen könne. Der Brief raubte ihr die Ruhe so sehr, daß sie sich die lange Nacht durch auf dem unbequemen Hotelbett hin- und hergeworfen und kaum eine Stunde geschlafen hatte. Seltsam, daß es jetzt eines Dritten bedurfte, der den Verkehr zwischen ihr und ihrem Manne vermittelte — daß sie sich von jetzt ab stets wie Fremde gegenüber stehen sollten! Das leere, nüchterne Hotelzimmer verschärfte das Gefühl der Vereinsamung und des Sehnens nach dem trauten Heim, daß sie — trotz der Leidenszeit, die sie darin durchzumachen hatte — liebte, weil dort ihres Kindes Wiege gestanden.

Der kleine Donald war ihr beim Frühstück auf den Schoß geklettert und hatte unter Küssen und Scherzen die Aermchen um ihren Hals geschlungen und dann gefragt „Wohin gehst, Muttchen?"

„Nach Lerchenfelde, Bubi," erwiderte sie, biß sich dann auf die Lippen — sie hatte ihr Reiseziel vor ihm verheimlichen wollen.

Der Kleine schrie hell auf vor Freude: „Nimm mich mit, Mutti — bitte — bitte! Ich möchte Vatti so gerne sehen und meine Hasen und mein Schaukelpferdchen!"

Sie hatte ihn beruhigen müssen, hatte Ausflüchte ersinnen müssen, durch die er mit seinem kleinen fünfjährigen Verstande begreifen konnte, warum sie ihren herrlichen Landsitz verlassen und so lange fortgeblieben.

Ja, es war eine lange — eine furchtbar lange Zeit — als ob Jahre vergangen wären seit sie, Donald an der Hand, eines Mittags das Haus verlassen. Sechs — Wochen sollten das gewesen sein? Die Stunden waren noch nie so langsam, wie auf bleiernen Flügeln vorbeigekrochen, selbst an den Tagen an denen sie und Hans uneinig waren. Hans! — Wie konnte sie nur vergessen, daß es von jetzt ab keinen Hans mehr für sie geben dürfte, daß sein Name aus ihrem Herzen und aus ihren Gedanken gerissen werden müsse. Aber noch nie ward es ihr klarer, wie fest er mit ihrem ganzen Sein verwachsen war.

Der Zug rasselte unaufhaltsam durch die ihr so wohlbekannte Gegend und nie hatte ihr das bunte, von der glänzenden Morgensonne bestrahlte Herbstlaub so schön geschienen wie heute, wo sie es zum letzten Male sehen sollte. Da war ja auch die kleine Anhöhe im Walde, wo sie stets die ersten Veilchen im Frühjahr gepflückt hatte und dort standen die wilden Walnußbäume, auf welche Hans so gerne geklettert war, um die reifen Nüsse auf sie herab zu schütteln. Er war ein liebevoller Vater für den kleinen Donald — aber — es stand etwas zwischen ihnen beiden — etwas — das anfangs das gute Einvernehmen trübte und das von Jahr zu Jahr wuchs bis das Zusammenleben geradezu unerträglich ward. Es war ein großer Fehler, daß sie sich geheiratet hatten, denn — sie paßten nicht zusammen. Nun, dieser Fehler wäre schnell gut zu machen, wenn — ja — wenn Bubi nicht gewesen wäre, Bubi, der seinen Vater vergötterte.

Als sie an dem kleinen Bahnhofe ausstieg, bedeckte dunkle Glut ihre Wangen, als sie die neugierigen Blicke der Beamten auf sich ruhen fühlte, auch glaubte sie zu bemerken, daß in der Art und Weise wie die Herren sie grüßten, eine gewisse Lässigkeit lag. Wie durften sie es wagen, sich so gehen zu lassen? Verließ sie denn ihren Mann um einen anderen? Nicht im Traume würde es ihr einfallen noch einmal zu heiraten und ihrem Kinde einen Stiefvater zu geben — dafür war sie doch eine zu gute Mutter.

Ja, — war sie denn eigentlich eine gute Mutter? Unter der Wucht dieses Gedankens verlangsamte sich unwillkürlich ihr flinker Schritt. Früher oder später würde Donald doch die Wahrheit kennen lernen, — hatte sie nun das Recht sein kleines Leben zu verdüstern, oder gar es in ganz falsche Bahnen zu lenken? Jede Frau, die von ihrem Manne getrennt lebt, ist mehr oder weniger übler Nachrede ausgesetzt — würde selbst ihr Kind einmal zu zweifeln anfangen oder ihr Vorwürfe machen?

Kampfbereit hob sie das feine Köpfchen, während die Zähne sich in die Lippe eingruben — wollte sie schon zu bald nachgeben? Damit jedermann ihr nachjagen könne, sie sei schwach, unselbständig und wisse nicht was sie wolle? Sie wußte was sie wollte, wußte es nur zu gut. Hans sollte sie lieben, wie er in den alten schönen Tagen sie geliebt; sie wollte mehr bedeuten als nur eine unvermeidliche Gewohnheitssache im Leben ihres Mannes.

Doch da lag das schöne alte Haus bereits vor ihr, zum Teil hinter den hohen Bäumen versteckt. Sorgfältig das Eingangstor zuklinkend schritt sie auf das Gebäude zu. Wie riesige Wachposten nahmen sich die Flederbüsche aus, die rechts und links von der zur Veranda führenden Treppe standen — hätten sie nicht den Engel der Zwietracht zurückscheuchen können als er den Weg hindurchfand? Der berauschende Duft des blühenden Geisblatts erweckte liebe Erinnerungen und schien die junge Frau zu begrüßen. Sie lehnte ihren Kopf an die knorrigen Stämme, das Herz war ihr nun doch so schwer, daß sie kaum ihre Tränen zurückhalten konnte. Unter den zahllosen Obstbäumen lagen die Früchte, die der Wind von den Zweigen geschüttelt hatte und es war keiner da, der sich darum kümmerte ob sie verdarben oder nicht.

Ah! — die Hauztüre offen? Ob wohl der Agent einen mutmaßlichen Käufer herumgeführt hatte? Wenn nun Fremde in das Haus zogen, würden diese den so sorgfältig gewählten Wandschmuck zu schätzen wissen und das schöne Gestühl, das sie selbst so lange polliert bis ihr die Arme weh getan? Ach, der Gedanke, andere in ihrem Heim zu wissen, war unerträglich, aber — konnte sie denn hier bleiben, wo alles sie an die tote Vergangenheit erinnerte? Das neue Leben bedurfte neuer Umgebung, neuer Eindrücke, um sie vergessen zu lassen.

In der Küche standen Fässer übereinander, gefüllt mit den herrlichen Obstsorten — die hätten aber doch schon in den Keller gehört — ach! daß sie doch immer nicht vergessen konnte, daß dieses Haus einst das ihre war und sie es aufgegeben hatte — wer mochte wohl diese prächtigen Aepfel genießen, die sie gekannt von der ersten Blüte, vom kleinsten Fruchtansatze an?

Ein wirres Durcheinander herrschte rings herum — Möbel standen überall, wo sie nicht hingehörten, Ballen Teppiche lagen aufeinander und im Hausgange standen riesige Kisten. Eine dicke Staubschicht lagerte über allem. Die junge Frau setzte sich auf die Treppe und starrte den großen Kamin an. Wie sonderbar war das Gefühl, zu wissen, daß sie selbst Ursache dieses wüsten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19081101090/fragment/page=0001

Zustandes war, daß ohne ihr Fortgehen jetzt die Ordnung und das Behagen hier herrschen würden. Wie viele glückliche Winterabende hatte sie hier vor dem Feuer verbracht — dessen Flammen die harzduftenden Fichtenstämme verzehrten — neben sich im bequemen Großvatersessel — Hans — Hans, der so müde war und hier sich ausruhte von des Tages Last im Geschäft und von der langen Fahrt nach Hause. Weshalb wohnten sie eigentlich so weit von der Bahn? Weil ihr das alte Anwesen so gut gefallen, daß sie nirgends anders sein mochte. Ach ja, er konnte doch mitunter unendlich gut zu ihr sein.

Im Spielzimmer war es mit ihrer mühsam behaupteten Fassung vorbei. Da war das Schaukelpferd, dessen Schwanz Donald mit der Schere gestutzt hatte, die er aus seiner Mutter Nähkorb entführt; da lagen die Bilderbücher, dort stand noch der Turm, errichtet mit Steinen aus dem Baukasten, den Hans von der Stadt mitgebracht — wie er ja Sonnabends nie mit leeren Händen heim kam. Wo würde sie nur wieder ein so herrliches Zimmer für ihren Jungen finden, so heiter, so freundlich, wo die Sonne den ganzen Tag hineinstrahlte und eine prächtige Eiche den scharfen Ostwind abhielt — wo die Vögelchen in den Giebeln über den Fenstern nisteten und von Morgens bis Abends sangen und zwitscherten?

Wie ein Kind, das sich verirrt hat und sich nun im Dunkeln fürchtet, so zaghaft stieg sie die kleine Wendeltreppe hinauf in das Turmzimmer, ihr Schmollwinkelchen, mit der herrlichen Aussicht über den Long Island Sund. Es raschelte leise im Zimmer — gewiß wieder eine kleine Maus.

„Hans!"

Die regungslose Gestalt, die vor ihrem Pulte saß, rührte sich nicht — krampfhaft hielten die Hände das Köpfchen einer Bronzestatuette umschlungen, das er einst mitgebracht, weil es seiner Braut so ähnlich war, Tränen waren darauf gefallen und an seinen Schläfen glänzte das Haar silberweiß.

Ein Sturm brauste durch Herz und Seele des jungen Weibes — das da war nicht mehr der kalte, gleichgültige Mann in dessen Leben sie eine Nebensache war — das war wieder der Mann ihrer ersten Liebe und sie warf sich vor ihm auf die Knie, „Hans! Hans! hätte ich geahnt, daß Du so fühlst, nie wäre ich gegangen, nie wäre —" ein bitterliches Schluchzen erstickte ihre Stimme, als die Arme des Mannes sich fest um ihre Schulter legten.

„Wie gerne will ich, bei Dir bleiben wenn Du mich behalten willst — ach Schatz — mein lieber — und nimm doch den nächsten Zug zur Stadt, um Donald heimzuholen!"

„Wie ich das Fürchten lernte".

Erzählung von P. Wild.

Flackernd knistern die brennenden Holzscheite im hohen, altertümlichen Kamin, gedämpfte Lichtkugeln werfen einen matten Schein über die Anwesenden, die sich in verschiedenen Gruppen im Zimmer verteilen. Es ist ein Herbstabend, graue Nebel huschen an den Fenstern vorüber und erwecken eine Unterhaltung über das unerschöpfliche, anziehende Thema vom Fürchten.

„Furcht", beginnt ein junger Offizier, „ist ein Schattenwesen, das uns nicht aufsucht, sondern das wir suchen, und ein Soldat darf dies Gefühl nicht kennen."

„Na, na, droht ein alter Oberst, „schon mancher hat das Fürchten gelernt! Fragen Sie unsere verehrte Wirtin hier, sie kann Ihnen eine seltsame Geschichte erzählen."

Sofort wendet sich Graf Welken an die alte, weißhaarige Dame, aus deren Zügen das Alter den scharf ausgeprägten Zug seltener Willenskraft nicht ausgelöscht hat: „Gnädigste Baronin, erzählen Sie uns Kindern ein Märchen."

„Mein junger Freund, es ist kein Märchen, es ist Wahrheit, und wenn Sie wollen, will ich Ihnen erzählen, wie ich das Fürchten lernte."

Nach und nach sind alle Gespräche verstummt, jeder rückt seinen Sessel in möglichste Nähe der Greisin. Gedankenvoll starrt Baronin Willing in die zuckende Glut, ein leises Geräusch läßt sie aus ihrer Versunkenheit auffahren; sie lehnt sich in ihren Sessel zurück und beginnt:

„Sie wissen alle, daß fast jedes alte Schloß seine besondere Gespenstergeschichte hat, und auch unser Haus macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Die nimmermüde Legende hat die Zimmer mit Spukgestalten bevölkert, und erzählt u. a.: Vor langen Jahren hauste hier ein mächtiger Barbiar, dessen Sohn Friedrich Heinrich eines Tages schwerverwundet aus einem Zweikampf heimgebracht wurde. Man berief eine Nonne zu seiner Pflege; aber unter dem dunklen Ordenskleide schlug ein liebebedürftiges Herz, und bald hatten sich der Kranke und die Pflegerin ihre Liebe gestanden. Langsam schritt die Genesung vorwärts, und der Tag kommt, an dem es heißt Abschied nehmen. Friedrich Heinrich will Schwester Christa nicht fortlassen, und entdeckt dem Vater seine Liebe. Entrüstet läßt dieser die Schwester sofort in ihr Kloster bringen, und wähnt damit die Sache abgetan. Friedrich Heinrich aber macht sich gleich nach seiner Genesung auf, die Braut zu holen; er fällt mit seinen Kriegern ins Kloster ein und trägt seinen Raub jubelnd davon. Auf der Rückkehr stürzt indes sein Pferd und Christa fällt so unglücklich, daß sie nach wenigen Minuten stirbt. Da begeht der junge Ritter voll Verzweiflung Selbstmord. Nun heißt es, daß die Freunde in stiller Rache ruhelos das Haus durchwandern, ja, daß Friedrich Heinrich in seine noch vorhandene Rüstung schlüpft und mancher behauptet, das Klirren derselben vernommen zu haben. — Um dem Geschwätz den Mund zu stopfen, ließ ich nach dem Tode meines Mannes die Rüstung von ihrem geheimnisvollen Standort im Turm herunterholen und sie in mein Arbeitszimmer setzen, das bei fortwährender Benutzung einer Bildung von Legenden kaum Gelegenheit bietet, und lange Zeit war alles ruhig.

Eines Abends, wir hatten viel Besuch im Hause, sitzen wir wie heute plaudernd am Kamin, und wie oder jetzt kam das Gespräch auf Furcht und Gespenster, und jeder der Gäste wollte den andern mit derartigen Geschichten übertrumpfen; denn meistens machte das Gruseln ein gewisses Vergnügen, doch als es Zeit war, zur Ruhe zu gehen, verspürte kaum einer die rechte Lust dazu; so war es elf Uhr geworden, eine späte Zeit für uns früh aufstehende Landbewohner, und endlich verschwanden die Gäste in ihren Zimmern.

Meiner harrte noch allerlei Arbeit. War doch für eine Pferdepfändung aus dem Gestüt Geld eingekommen, ebenso hatten verschiedene meiner Pächter den Zins abgeschickt. Das Geld lag im Schrank in einer Kassette bereit, und ich wollte es alter Gewohnheit gemäß nachzählen, um es dann zu verschließen.

Ich versenke mich in die Arbeit, rechne und zähle, mache mir Aufzeichnungen, und schließe endlich den Geldschrank auf. Plötzlich überläuft mich ein seltsames Gefühl, Furcht! Ach bah, es ist nichts, nur die Nachwirkung der Schauergeschichten. So greife ich beherzt zu, trage die Kassette aus dem Schrank zum Schreibtisch, und beginne das Geld zu zählen. Da wieder habe ich eine sonderbare Empfindung — ich sehe auf und — Herrgott, ist es Wahrheit, oder spielt mir die erregte Phantasie einen Streich? — Aus der Rüstung Friedrich Heinrichs blitzen mich zwei brennende Augen gierig an. —

Ich fühle, wie mir eine Eiseskälte zum Herzen steigt, ich möchte schreien, doch im nächsten Augenblick hat mein Verstand die Schwäche besiegt und ich sage mir: Du bist das Opfer einer Täuschung, und das alte Familiengespenst spukt in deinem Kopf; nochmals sehe ich auf in der Erwartung, von dem Wahne befreit zu sein, doch das gleiche Bild, Augen, die hungrig am Golde hängen, und der Weg führt —; nein, der Augenblick war zu furchtbar, er läßt sich nicht mit Worten beschreiben! Was tun? Verzweifelt wühlen die Gedanken in meinem Hirn — wo ist ein Ausweg? — Ich weiß, daß die geringste Unachtsamkeit der Verbrecher stutzig machen wird, daher arbeite ich ruhig weiter, schreibe einen Brief, schließe ihn und greife anscheinend zum Löschpapier, in Wirklichkeit aber drücke ich auf den Knopf der Klingel und übergebe dem eintretenden Diener das Schreiben, der mit einer Verbeugung lautlos verschwindet.

Wieder bin ich allein in der unheimlichen Gesellschaft, mein Herz pocht furchtbar, und doch gilt es, die Aufregung zu unterdrücken; mit magischer Gewalt zieht es mein Auge zu der Rüstung und ich weiß, ein drittes Mal kann ich den Augen des Eingringlings nicht mehr ruhig begegnen, also mußte ich ruhig weiter schreiben, wo jede Sekunde wie die letzte sein konnte; wußte ich doch nicht, ob der Bursche nicht noch Spießgesellen hatte.

Fast unglaublich erschien es mir, daß das Pochen meines Herzens nicht laut im Zimmer widerhallte. Endlich, war es nach Minuten oder nach Stunden, ich weiß es nicht, kommt die Rettung, die ich in dem Brief an den Verwalter erbeten, der für genügende Mannschaften und vorzügliche Bewaffnung derselben sorgen sollte, um in jedem Falle zur Gegenwehr bereit zu sein.

In dem Augenblick, als ich die Bewaffneten in mein Zimmer treten sah, wußte ich, daß ich gerettet war, und die mit Uebermacht angespannten Nerven versagten nun den Dienst — ich fiel ohnmächtig zu Boden.

Was weiter folgte, erfuhr ich später von den Teilnehmern. Der Verbrecher, es war nur der eine, hatte sich eingeschlichen, da er als früherer Angestellter mit den Verhältnissen des Hauses gar wohl bekannt war und wußte, daß am 1. Oktober die Pachtsummen fällig waren. Er wollte warten, bis ich zu Bett gegangen und mich dann überwältigen, um in den Besitz der Schlüssel zu gelangen. Er war bis an die Zähne bewaffnet, doch konnten die Ankommenden ihn überwältigen, da ihn die Rüstung an der Verteidigung hinderte. Trotzdem verzweifelt er, verzweifelt sich gegen die Uebermacht zu wehren, bis ihn ein wohlgezielter Schuß niederstreckte.

So ist meine Geschichte; ein gütiges Geschick hat mich vor einem grausigen Ende bewahrt, aber ich kann Ihnen versichern, daß es eine furchtbare Stunde war, in der ich lernte — nur zu gut! — was fürchten heißt."

„Wo ist die Rüstung denn jetzt?" fragt halb ängstlich eine junge Dame.

„Ich habe sie aus meinem Zimmer schaffen und sie in der Halle der Reihe der andern eingliedern lassen; aber es sind Vorkehrungen getroffen, daß Aehnliches sich nicht mehr ereignen kann. Gleichwohl gehen die Leute immer noch mit einer gewissen Vorsicht daran vorüber. Doch es ist spät geworden, und ich schlage vor, daß wir uns zurückziehen."

Langsam, halb widerwillig, folgten die Anwesenden der Aufforderung; standen sie doch sämtlich mehr oder weniger unter dem Banne der Erzählung, und als sie die weite Halle des Schlosses durchschritten, flog mancher ängstliche Blick seitwärts, wo in flackernden Kerzenschein die Rüstungen glänzten, und jedes Auge suchte mit halbem Schrecken die Gespensterrüstung.

Menschliche Elektrizität.

Eine physiologische Studie von Dr. S. Troy.

Ein amerikanischer Psychologe veröffentlichte vor wenigen Jahren ein erstaunliches Resultat experimenteller Psychologie. Er hatte nämlich zwei Liebesleute zwischen zwei Drähte, die zu einem sehr empfindlichen Galvanometer führten, eingeplannt. Und siehe da, die Magnetnadel des Galvanometers tat einen mächtigen Ausschlag und zeigte damit das Vorhandensein elektrischen Stroms in dem geschlossenen Kreise an. Die Quelle dieses Stroms konnte aber keine andere sein als das Hand in Hand miteinander verbundene Pärchen; denn irgend ein Elektrizitätserzeuger fehlte sonst. Der findige Forscher aber ging weiter. Er trennte die Verliebten und schaltete immer nur einen von ihnen zwischen die Drähte. Und nun floß beide Male kein Strom durch diese zur Nadel; diese bewegte sich nicht. Was lag nun näher als die Vermutung, daß die Elektrizität etwas mit der Liebe zu tun habe, vielleicht daß die eine die andre erzeugte. Vielleicht war dies gar der lang von der Wissenschaft abgetane „tierische Magnetismus", den zu Ende des 18. Jahrhunderts Franz Anton Mesmer entdeckt haben wollte, jenes merkwürdige Fluidum, das zwischen Gestirnen, Erde und lebenden Wesen Verbindungen herstellt und alles sich gegenseitig beeinflussen läßt. Schon der alte und berühmte Arzt Paracelsus hatte gelehrt, daß gleichartige Dinge sich gegenseitig anziehen. Sicherlich sind zwei Verliebte in gewissem Sinne gleichartige Wesen, die sich gegenseitig anziehen; man spricht ja nicht umsonst von der magnetischen Anziehungskraft, die von dem Geliebten ausgeht. Aber mit den Gesetzen der Elektrizität hat dies nicht viel zu tun. Hier gilt gerade das Umgekehrte: Gleichartig geladene Körper stoßen sich ab, ungleich geladene aber — positive und negative — ziehen sich an und suchen ihre Ladungen auszugleichen. So verlockend es wäre, die allermodernste Elektrizitätstheorie, die die Elektrizität als überall im Raume stutende und alle Körper durchdringende Aetherteile — die Elektronen — auffaßt, ist nichts weniger als identisch mit dem mystischen Magnetismus, mag auch ein flüchtiges Hinüber Aehnlichkeiten vorkünchen.

War nun der amerikanische Gelehrte einem Irrtum oder einem Schwindel zum Opfer gefallen? Sein Versuch war smart, aber nicht planvoll angelegt, und deshalb förderte er keine neuen Erkenntnisse zutage. Nachdem die erste Sensation verraucht war, verschwand das elektrische Liebespaar von der Bildfläche. Vielleicht war die Liebe versiegt und damit auch die Elektrizitätsquelle leer geworden. Wer weiß das?

Es rächt sich bei allen psychologischen Versuchen, wenn die Fragestellung zu kompliziert ist, wenn sofort allzu interessante Fakten festgestellt werden sollen, ohne daß alle Nebenbedingungen klar und eindeutig sind. Es wären, um in der Nähe unseres Beispiels zu bleiben, zunächst die Vorfragen zu erledigen gewesen, unter welchen physikalischen oder physiologischen Umständen ein tierischer oder menschlicher Organismus elektrische Ströme zu erzeugen imstande ist; erst wenn diese Bedingungen vollständig oder zum größten Teile bekannt sind, darf man weiter fragen, ob die Psyche auf Erzeugung oder Veränderung elektrischer Erscheinungen Einfluß auszuüben vermag. Ein eigentliches elektrisches Organ besitzen wir ja nicht, wir sind nicht in der Lage wie die bekannten elektrischen Fische (Zitterrochen, Zitteraal), in einem Körperteil Elektrizität aufzuspeichern, um nach Bedarf an die Außenwelt abzugeben. Aber unsere Körperbestandteile — die Gewebe und ihre Säfte — nehmen als physikalische und chemische Körper keine Sonderstellung unter den Dingen ein. Sind aber die Elemente der Elektrizität, die Elektronen, wie wir oben sahen, überall im Raume verbreitet, so hatten sie auch den Elementen des menschlichen Körpers an, nehmen sie an allen chemischen Prozessen, als bedeutsame Faktoren teil, so fehlen sie auch nicht bei den Umsetzungsvorgängen im Innern und an der Oberfläche des Körpers.

Bedenkt man dies, so verlieren die elektrischen Phänomene des menschlichen Körpers, die neuerdings mehrfach beobachtet worden sind, viel des Geheimnisvollen. So vermag man etwa eine Kompaßnadel mit dem Finger abzulenken oder eine noch wenig gebrauchte Glühbirne, die in ferner Verbindung mit einer anderen elektrischen Leitung steht, durch Reiben mit den Händen zu vorübergehendem Aufglühn zu bringen, das noch einige Zeit andauert, nachdem die reibenden Finger von der Birne zurückgenommen sind. Auch hier hat der Körper die Elektrizitätsmenge nicht frei und fertig zur Verfügung, sondern produziert sie erst durch Zusammentreffen differenter Substanzen bei der Reibung. Nimmt man einen Kohlen- oder Metallstab in die Hand, so bildet die Hand in dieser Kombination ein elektrisches Element in nuce. Denn es sind vorhanden zwei zugenannte elektrische Leiter erster Klasse, die Haut und das Metall (resp. die Kohle), zwischen ihnen der Elektrolyt. Die Rolle des Elektrolyten, die im künstlichen Element etwa das Kupfervitriol oder ein anderes gelöstes Salz spielt, ist hier den feinen Schweißtropfen, die aus den Schweißdrüsen der Haut dauernd, aber in abwechselnder Stärke fegerniert werden, zugewiesen. Stellt man eine Verbindung mit einem elektrischen Meßapparat her, so kann man einen allerdings nicht sehr starken Strom aus dem Abweichen der Galvanometernadel ablesen. Aber der Strom ist, wie aus dem Schwanken der Nadelausschläge ersichtlich wird, nicht stets von gleicher Stärke, er wächst und nimmt ab. Wo sind die Ursachen für diese Erscheinung zu suchen? Sicherlich im oder am menschlichen Körper, denn das in der Hand gehaltne Metall, die Elektrode, verändert sich nicht, wenn gewisse Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Zunächst kommen Schwankungen der Menge der vorhandnen Hautfeuchtigkeit in Betracht. Je mehr produziert wird, um so leichter fließt der Strom, je weniger, einen um so größeren Widerstand hat er zu überwinden. Mit ganz trockenen Händen gelingt es überhaupt nicht, einen elektrischen Strom zu erzeugen. Dies ist auch die Ursache der Tagesschwankungen der Stromintensität, die vom Morgen zum Abend steigt, analog dem Verhalten der Schweißsekretion. Dazu kommt der Wechsel der Hauttemperatur, die in ihrem Wachsen ebenfalls das Strömen der Elektrizität begünstigt. Und auch davon hängt die Stromintensität ab, ob insolge oberflächlicher Muskelkontraktionen eine größere oder geringere Fläche der Hand die Metallelektrode umgreift (gleichwie in einem Elemente die Elektroden möglichst tief in die Flüssigkeit hineinragen müssen).

Natürlich gehen diese elektrischen Prozesse nicht nur an der Außenfläche des Körpers vor sich, wenn diese wie bei den Versuchen mit einem körperfremden Element — dem Metall oder der Kohle — verbunden ist, sondern sie entstehen auch sicherlich bei den Sekretions- und Stoffwechselvorgängen im Innern des Organismus. Gewöhnlich ist als Ursache des Wachsens und Fallens der Stromintensität eine Veränderung in dem Widerstande, den der Körper dem Strom darbietet, anzusehen. Je größer der Leitungswiderstand, um so geringer der Strom. Wenn man zwei Menschen unter normalen Bedingungen in einen Kreis schaltet, so ist auch der Widerstand doppelt so groß und die Stromstärke nur halb so stark.

Das hat auch für unser viel zitiertes Liebespaar Gültigkeit. Aber man kann hinterher die Sache auch anders auslegen. Man kann daran denken, daß in einem Liebespaare gewisse Affekte und Gemütsbewegungen vorgehen, und daß diese beim Händereichen verstärkt werden, etwa in Erinnerung an vergangene selige Zeiten oder in Erwartung kommender Vereinigung vor dem Altar. Aber gewisses ist nach dem Verschwinden der beiden Leute nicht mehr zu ermitteln. Da nun in psychologischen Laboratorien der alten Welt ein fühlbarer Mangel an Verliebten herrscht, sonderlich an solchen, die sich einem Experiment unterwerfen möchten, so bleibt nichts anderes übrig, als den Einfluß, den Affekte oder physische Vorgänge überhaupt auf die Erzeugung des elektrischen Stromes ausüben, in übersichtlichen Versuchen zu studieren.

Begeben wir uns zu diesem Zweck ins psychologische Laboratorium. Unser Blick fällt zuerst auf den Meßapparat. (In der experimentalen Psychologie sind die Apparate stets die Hauptsache!) Es ist dies ein feines Spiegelgalvanometer. Wenn in diesem Strom fließt, wird ein kleiner, an ihm hängender Spiegel gedreht. Auf diesen fällt aus einer Lampe durch einen Spalt ein Lichtstrahl, dieser wird von dem Spiegel zurückgeworfen auf eine durchsichtige Skala. Der reflektierte Strahl verharrt, so lange der Spiegel in Ruhe ist. Sobald aber dieser sich dreht, tanzt der Strahl auf der Skala, und man kann ablesen, wie weit er wandert. Es gelingt auch, diesen tanzenden Strahl noch photographisch anzunehmen, wenn hinter der Skala ein automatisch abrollender Film vorüberzieht. Dann erhält man auf ihm in der Tat in Gestalt einer Kurve einen fehlerfreien Maßstab für die Vorgänge im Galvanometer. Die Versuchsperson wird nun eingeladen, die Zuführungsdrähte zum Galvanometer in die Hand zu nehmen: sofort tanzt der Strahl auf der Skala. Nach einer Weile kommt er zur Ruhe, aber er steht nicht mehr auf der Stelle, von der er ausgegangen ist. Doch die Versuchsperson wird unruhig, sie erwartet das Eintreten irgend eines Geschehnisses: und wieder schlägt das Galvanometer aus. Man nennt diesen Ausschlag die „Erwartungskurve." Ist auch diese abgelungen, so beginnt der Experimentator. Er applijiert der Versuchsperson plötzlich einen Stich, oder er knallt hinter dem Stuhle eine Pistole los. Und immer wieder dasselbe Schauspiel, immer ein Wandern des Strahls, ein Beweis dafür, daß im Körper der Versuchsperson elektrische Prozesse von verschiedener Intensität sich abspielen. Man nennt diese Erscheinung kurz das „psychogalvanische Phänomen." Die so erzielten Stromschwankungen sind der Effekt von Schmerz- und Schreckreizen. Aber auch rein intellektuelle Leistungen wie Lesen oder Rechnen geben die beschriebenen Variationen, nur daß sie in ihrer Stärke nie die durch sensorische Reize erzielten Grade erreichen. Die heftigste Wirkung aber hat die Erregung eines Affektes oder eines Gefühls zur Folge. Nun ist es aber nicht ohne weiteres möglich, im Versuche dies zu prüfen. Man kann niemanden dazu zwingen, auf den Zuruf „Seien Sie traurig" oder „Schämen Sie sich" wirklich sich in eine derartige Gemütslage zu versetzen. Aber wenn man Geschehnisse aus dem Leben der Versuchsperson kennt, die von einem solchen oder ähnlichen Gefühlstone begleitet waren, so kann man sie durch Erinnern an dies gefühlsbetonte Erlebnis zur Reproduktion des Gefühlstons anregen. Dies geschieht in dem jetzt vielfach geübten „Assoziationsexperiment". „Auf ein Wort," schreibt ein Autor, der über dies Gebiet gearbeitet hat, „das von vielen andern ohne Reaktion gehört wird, reagiert mit einem starken galvanischen Hauptphänomen ganz sicher der, dem sein Inhalt zu Herzen geht. Auf den Anblick eines Porträts reagiert mit einem deutlichen Erregungsstrom der, den das Bild aus irgend einem Grunde rührt, während ein anderer, dem es kein bedeutendes Gefühl, keine Erinnerung weckt, mit unerregter Haut verharrt."

Es lag nahe, derartige Ergebnisse praktisch verwerten zu wollen. Die Kriminalistik bildet gegenwärtig eine Methode aus, die sie psychologische Tatbestandsdiagnostik nennt. Sie versucht durch diese einen Verbrechtdigten zu überführen, indem sie nachweist, daß er Kenntnis von der Tat hat, und daß diese Kenntnis mit sehr starken Gefühlstönen verknüpft ist. Den Gefühlston objektiv darzustellen, gelingt u. a. im Assoziationsversuch und durch den psychogalvanischen Reflex. Aber, wird man mit Recht einwenden, für den Beschuldigten ist der Komplex der Vorstellungen, die sich an die Tat knüpfen, auch dann unangenehm, „unlustbetont", wenn er unschuldig an dem Verbrechen ist. Es macht sicherlich niemandem Vergnügen, eines Mordes auch nur verdächtig zu sein. Zwar der wirkliche Schuldige wird wahrscheinlich in diesem Experiment stark reagieren, aber es fehlt doch die Möglichkeit, ihm auf diese Weise die Tat nachzuweisen. Ein derartiges Experiment würde sich nicht einen mit dem in diesen Zeilen so oft zitierten amerikanischen Liebespaar unterscheiden, in dem der elektrische Strom nähere Auskunft über ihre Beziehungen zueinander geben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19081101090/fragment/page=0002